



Der Besuch

Die gute Annie hat in den vergangenen Wochen Haus und Hof umfassend erforscht, und immer längere Aufenthalte verbringen wir in der Umgebung. Dabei kommen wir gelegentlich in Sichtweise des baufälligen Schulhauses. Abermals erinnert mich Annie an mein Versprechen und diesmal will ich es halten. Das Häuschen braucht nach wie vor Reparaturen, es wird ja nicht von selbst besser.

»Wie ich schon sagte, kenne ich jemanden, der das machen kann.«, wiederhole ich mich.

Ich habe Annie noch nicht gesagt, wer es ist, und sie hat mich seitdem nicht nach dem Namen gefragt. Sie ist gar so artig, daß sie nicht fragt, woher der Bekannte gekommen ist; ob er schon lange in unserer Nachbarschaft wohnt; weshalb er Teil dieser Wirklichkeit ist. Es interessiert Annie wohl.

»Ein Bekannter von mir, der, wie ich weiß, hinter dem Südkamm des Graublatttals wohnt. Das Tal dort wird Gundermantal genannt. Er ist handwerklich begabt und macht die Arbeit sicher im Alleingang. Eigentlich ist er Waldarbeiter, fällt tote Bäume, tischlert und so weiter. Hast du schon einmal eine dieser Schutzhütten für Wanderer gesehen? – Für das Graublatttal stellt er sie her!«

»Aha. Nein, so eine Hütte habe ich noch nicht gesehen. Wahrscheinlich weiter oben in den Bergen, wo es sinnvoller ist. Wenn er solche Hütten alleine zimmert, ist er gewiß der Richtige für die Schule!«

»Morgen will ich aufbrechen und Darren besuchen.«

»Dann muß ich mich beeilen!«

»Weshalb?«

»Vorher würde ich gerne etwas backen, das du als Geschenk mitnehmen kannst!«

»Gute Idee!«

»Besuchst du alte Freunde, bringe immer ein kleines Geschenk mit!«, ermahnt sie mich. Und ich nicke ihr zu.

Unmittelbar nach unserer Rückkehr fahren wir ins Tal, um Backzutaten zu kaufen.

»Können wir denn im Ofen bei uns daheim backen?«, vergewissert sich Anniek noch während des Einkaufs. »Und Backformen? Haben wir die?«

»Welche brauchen wir denn? (Ich wusste gar nicht, daß du backen kannst!)«

»(Du kennst mich ja auch noch nicht so lange, Schatz!) Die runden Formen für Rührkuchen. Solche da!« – Sie zeigt auf einen abgepackten Rührkuchen bei den Süßspeisen im Regal.

»Hm.«, verziehe ich mein Gesicht. »Kaufe doch noch eine Form dazu, wenn wir schon hier sind. Sollte sich herausstellen, daß wir dann zwei davon haben, können wir wenigstens zwei Kuchen gleichzeitig backen!«

»Das hättest du wohl gerne!«, schmunzelt sie. Und mein Inneres lacht. Es lacht sogar noch, als ich die Rechnung zahle und es mir nicht das Geringste bedeutet. Denn für eine sinnvolle Sache Geld auszugeben ist – so sehr mir die Bedeutung des Begriffes Geld auch zuwider ist – mir tausendfach lieber, als es für einen zweifelhaften Zweck hinzugeben. Ein neues Paar Schuhe, die nicht funktionaler als die vorherigen sind und sich nur durch eine andere Farbe auszeichnen? Pflegemittel für den Lack eines Automobils? Zuckerfüße Limonade? Aber wie ich sehe, daß Anniek nur Dinge kauft, die uns beiden zugutekommen und sich mit einer sinnvollen und lehrreichen Tätigkeit verbinden lassen, so erfreut es mich unerreicht.

»Wofür war das?«, fragt sie mich nach der herzlichen Umarmung, sogleich wir den Hof erreichen: »Einfach nur so! Ich liebe dich!«, gebe ich als Antwort, und sie erfreut mich, wie so oft, allein mit einem Lächeln. Wenn man genau hinsieht, will ich mir immerzu das Schimmern einer Träne in ihrem Augenwinkel einbilden. Aber ich glaube, das ist nur Wunschdenken. In Wahrheit kehre ich mich zur Haustür um, und Anniek führt ihre Hand zum Gesicht. Ich kann es aber weder scharf noch schnell genug sehen um sagen zu können, daß es ihr Finger war, der die Träne wegwischte.

»Wann genau wolltest du denn zu deinem Freund? Ich frage deswegen, weil ich wissen muß, wann ich den Teig zubereiten soll.«

»Hm. Morgen. Ich glaube, es liegt sowieso in unser beider Interesse, ihn so schnell als möglich darüber zu erfragen.«

»Gut. Dann setze ich den Teig jetzt an.«

»Soll ich dir nicht helfen?«

»Du kannst mir helfen, indem du Holz klein schlägst!«

»Ja richtig, daran hatte ich nicht gedacht.« – Und so mache ich mich an die Arbeit. Dazu lege ich meine Jacke ab, ziehe das Beil aus dem Stamm und schlage die Scheite halb. Interessanterweise falle ich dabei in Gedanken und jeder Axthieb wirkt wie der belebende Herzschlag eines Traums. Ich kann und will gar nicht mehr aufhören! Die halben und viertel Scheite häufen sich neben dem Klotz, beinahe stolpere ich über sie!, so ich neues Material vom Haufen hole.

Annieß ruft nach mir; ich liefere ihr die Scheite brav bis an die Ofenklappe. Gerade noch kehrt sie Asche aus den Ecken, während die Schüssel Teig neben ihr wartet, die Küche mit seinem charakteristischen Duft erfüllend. Ähnlich ist es denn am Abend, als der Kuchen, fertig gebacken, dem Höllenschlund wieder entnommen ward. Das Aroma von frisch Gebackenem geht wohl jedem nahe, so auch mir, wenn er nur Gebackenes hat. Leider verhält es sich mit dem Backen wie mit dem Zeichnen – denn beides kann ich nicht vernünftig bewerkstelligen, dazu fehlt mir in beiden Fällen das Talent. (Wie ich doch ein wirklichkeitsgetreu gezeichnetes Porträt bewundere, und jene um ihre Gabe beneide, es herstellen zu können: aus dem Gedächtnis, der Fantasie oder einer Vorlage.)

»Es ist fast schade, den Kuchen als Geschenk ...«, fällt aus mir hervor, während ich, der Verlockung nachgehend, daran rieche.

»Es wäre schade, den Kuchen nicht als Geschenk zu offerieren! Man ist nur durch Teilen gesellig und gern gesehen! Auch wenn das Geschenk etwas Einzigartiges, etwas Unersetzliches sein mag!« – Und damit hat sie freilich recht! Wie sinnvoll ist es schon, einen Juwelen besetzten Dolch zu hüten und vor den Augen der anderen zu verbergen, ja, seine Existenz zu leugnen?! Ist man in diesem Moment nicht ein Mensch, der seine Identität nicht kennt?

Auf dem Balkon verbringen wir die letzte Stunde vor dem Zubettgehen: Frischer Bergwind treibt ganze Wolkenballen ins Tal gleich einer Herde Schafe. Sie dort platzierend, verdecken sie uns den Blick auf die Sterne, aber das ist in Ord =

nung. Es ward Zeit, die kühle Abendluft gegen die Wärme eines Bettes und eines verliebten Herzens zu tauschen. Ein langer, sanfter Kuß löscht das Licht. Ein Traum für eine Idee im Wandel und im Tausch!

Der nächste Tag bricht an, und ich spüre, daß er besonders fein wird. Man bedenke, daß die Qualität eines Tag nicht durch Begegnungen oder das Wetter bestimmt ist! Sondern durch die Entscheidung, ob man mit einem Lächeln durch den Regen gehen wird, oder schmollend im Schatten sitzt.

Derartig motiviert, lege ich die Wanderstiefel an und ziehe einen leichten Hut über. In einer Umhängetasche ist der Kuchen verstaut, in zehn gleichgroße Teile zerschnitten. Wir verabschieden uns in vorausschauender Sehnsucht voneinander, und sie begleitet mich nicht im gegenseitigen Einverständnis. Ausruhen, und die Möbel hier und da umstellen will sie. Und ich will sie, so furchtbar es klingt, während meiner Wanderung auch nicht an meiner Seite wissen – denn ein paar alleinige Stunden können den Geist zur Ruhe bringen, ihn nüchtern, bedacht, sogar friedfertig, in jedem Falle empfänglicher machen, für das, was es zu bewältigen gilt. So eine Annahme ist in keiner Weise Ausdruck verminderter Liebe (wie sollte das auch geschehen, da ich mit der Frau meines Lebens in einem Bett schlafe?!), ganz im Gegenteil: sie wird bestärkt durch die Vorfreude auf ein Wiedersehen. Auch diese Erkenntnis kommt den meisten Menschen erst am Lebensende.

Während der stummen Wanderung glauben meine Gedanken die Stille ausfüllen zu müssen: Und so malen sie mir vor: Wie haben unsere Vorfahren in Stein- und Holzhütten gelebt? Mit welcher Mühsal Nahrung gesammelt oder gejagt? Kleidung und Schmuck hergestellt, die zu kaufen wir heute bereits als Qual empfinden? Und so wird mir in der Konsequenz vorgehalten, daß wir die Bequemlichkeiten der Moderne mit dem Verlust an Wissen und Fähigkeiten teuer erkaufte haben; daß wir uns in die Schuld der Abhängigkeit begeben haben, aus der wir gerade noch entrinnen können, wenn wir die Gefahr nur wahrnehmen. Die Erfahrung zeigt aber, daß man erst dann wieder über das Feuermachen, Töpfern und Fischausnehmen nachdenken wird, wenn es um das eigene Überleben geht.

Nach der Hälfte des Weges, der mich über einen steilen Pfad über die südlich gelegene Bergkette führt, mache ich eine Pause, trinke Wasser und gieße mir selbiges

ins Haar. Kein Mensch ist mir bis jetzt begegnet, obwohl ich aufgrund des guten Wetters das Gegenteil erwartet habe.

Auf die Entfernung lässt sich ein Hof erspähen, vor dessen Haus steht ein großer Mann und hält etwas in der Hand. Irgendetwas kommt mir an ihm bekannt vor; vielleicht würde ich auf meinem Rückweg mehr in Erfahrung bringen?

Hinter der Alm gerate ich in eine Herde Kühe, die ihre Weide verlassen haben; im Wald und auf dem Weg verteilten sie sich, trotten nun ziellos umher und scheren sich nicht um mich. Ein Bursche von gut zehn Jahren tritt hinter Büschen hervor, hat einen Filzhut aufgesetzt und ein Horn umgehängt. Sobald er mich bemerkt, hält er inne und starrt. Um ihn nicht noch mehr zu ängstigen, gehe ich weiter.

Weiter bergauf passiere ich einen Bach, der denselben Weg mehrfach kreuzt. Schweiß rinnt mir den Rücken herab und ich fehle mir mit dem Hut Luft zu; die Sonne steht im Zenit.

Für eine weitere Stunde schweige ich den Weg an und er antwortet ebenfalls mit Stille. Endlich befreit sich auch mein angespannter Geist und erwidert ein beruhigendes und gleichzeitig beruhigendes Gefühl der Zufriedenheit, daß ich beabsichtige, solche Wanderungen der »Selbstfindung« regelmäßig einzurichten. Indes denke ich auch an Annie, die es allemal wert sey zu ihr zurückzukehren. Die glückseligen Gedanken an sie lassen mich wieder erwachen und klar schauen: Nun würde ich bald den Grat der südlichen Anhöhe erreichen, nach meiner Erinnerung gesäumt von einer sumpfigen Wiese, die man vor lauter Schlammlöchern nicht betreten kann. Und ich erinnere mich, daß entlang des dortigen Weges auffällig viele Fliegenpilze wachsen.

Als ich den Grat betrete, wird das Bild der Erinnerung zur Wirklichkeit: Am Weg treffe ich auf einen Wegweiser, und das zu meinem Glück! Denn so sicher ich meiner Erinnerung vertraue, so wäre ich hier dem falschen Weg gefolgt. Von der Weggabelung ausgehend, wandere ich weiter nach Osten, noch drei oder vier Kilometer weit. Hier entlang werde ich schließlich auf das Anwesen von Darren und seiner Frau treffen.

Das blendende Sonnenlicht begleitet mich solange, daß ich mir ein schattiges Plätzchen wünsche, um meine verkniffenen Augen auszuruhen. Aber hier oben gibt es keine Bäume, nur Weideland und Felsen. Je weiter ich gehe, desto mehr pflanzenli-

cher Unrat hat sich auf den Pfad vorgewagt, ihn überwurzelt oder mit Blättern beschirmt. So, als solle er verborgen bleiben.

Erinnert, wie schön und angenehm es in dieser Landschaft sey, vernehme ich zur gleichen Zeit den Schornstein von Darrens Haus, ebenso wie ich den stumpfen Geruch von Rauch an meinem Baumen schmecke. Eine deutliche Qualmwolke reflektiert aus einer Esse empor und vermischt sich zunehmend mit dem wolkenverhangenen Himmel; ein beängstigender Anblick!

Zwei Felsen und die dazwischen stehende Eibe mit gespaltenem Stamm tanzen mir ins Auge und ein weiteres Kopfsegment drängt sich vor: Darren hat mir dereinst erzählt, als er spät abends nach Hause heimkehrte, sey er im beginnenden Gewitter hier vorbeigegangen; und wie ein Blitz in diese Eibe eintraf, schleuderten ihm Teile des Holzes entgegen, daß er sich auf den Boden warf. Das musste jetzt ein Jahr her sein.

Je näher ich dem Haus komme, desto mehr fällt mir wieder ein: Eine Baumgruppe ragt seitlich vom Hang über das Haus, so mutig, daß sie auf das Dach zu stürzen droht. Auch die Kulisse des Horizonts gehört dazu. Konzentriert wie ich bin, bringen mich weder ein Rascheln im nächsten Busch noch die knackenden Tannenzweige auf dem Boden aus der Ruhe. Plötzlich läuft es sich gar nicht mehr federnd, sondern so hart wie über einen marmorierten Palastboden: Darren hatte vereinzelt Schieferplatten ausgelegt und sie führen bis vor sein Haus.

Ihn und seine Frau Catla habe ich seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen; beide kenne ich aus meiner privaten Vergangenheit gut. Und doch sind sie glaubwürdig und vertraut in die mir hier umgebende Umwelt eingeflochten, daß jeder Zweifel verdrängt ist, sie seien nicht schon immer meine Nachbarn gewesen. Und haben sie nicht auch zwei Kinder?

Das sogenannte Gundermannthal, in dem ich mich hier befinde, ist nach einem steinalten Eremiten benannt, der hier vor etlichen Zeiten gehaust haben soll. Zur Legende geworden, blasse er zu einem Märchen aus, und heute wird selbst seine Existenz belächelt wie die naive Aussage eines Kindes. Wie es heißt, soll er sich selbst ein Denkmal hinterlassen haben, als er sein Porträt in einen tafelförmigen Felsen einritzte; wo diese »Leinwand« steht, ist nicht bekannt. Sie ist Teil seines Mystizismus geworden.

Würden die Hausbewohner mein Nahen bemerken? Vielleicht, durch eine Ahnung getrieben, aus dem Hause treten und mir entgegenwinken? – Nichts geschieht.

Sonst gehen sie nur aus, wenn sie sich mit exotischem Südoft und Nüssen versorgen müssen, ansonsten leben sie unabhängig hier oben. Catla ist von ihrer Tante schon in jungen Jahren zu einer Kräuter- und Heilkundigen ausgebildet worden (eine Geschichte, die ich gerne erzähle, sobald eine Gesprächsrunde zu verstummen droht). Den Rang eines Meisters erlangte sie vor Jahren, viel eher als alle anderen ihres Fachs.

Darren erzählte mir einmal, daß sie die meiste Zeit des Tages durch das Braublatt- und Gundermantal streift, auf der Suche nach Pilzen und Wildblumen, die sie zu Tees zusammensetzt, Salben und Umschläge kocht oder andere Dinge mit Heilwirkung. In Braudorf soll es sogar eine gut besuchte Apotheke geben, in der ihre Erzeugnisse vertrieben werden.

Doch sammelt sie nicht ausschließlich dafür, sondern ebenso für sich und ihre Familie: In Form von Suppen, Gewürzbrot und Kuchen versorgen sie sich mit allem, das ihnen der Wald zu bieten bereit ist. – Eine weitere Fähigkeit, die ich nicht anders als beneiden kann.

Gleich südlich vom Haus hat man ein Weizenfeld von 10 mal 10 m eingesäumt, darin steht das Korn schon hoch, goldgelb und prächtig anzusehen. Mit der gleichen Genügsamkeit von mir betrachtet zu werden, läßt es den Wind zu wiegen gewähren. Für wahr, die Größe des Feldes begrenzt den Effekt, den der Wind auf die Halme bei Nähe zeigen kann! Doch meine Fantasie reicht aus, diese Widrigkeit wettzumachen.

Wofür soll die Ernte reichen?, frage ich mich: Daraus ließe sich doch unmöglich genug Mehl gewinnen, um auch nur fünf Laib Brot herzustellen! Vielleicht als Futterpflanze für die Schweine?

Oder denke ich zu pragmatisch? Ist nicht auch vorstellbar, daß man ein solches Feld nur der Ansehnlichkeit anlegt, ebenso wie es auch mich verzaubert hat?

Ein Fenster öffnet sich auf der Seite des Weizenfeldes, daraus streckt sich eine Hand und wirft Abfälle von Obst in den Hinterhof. Sekunden später nähert sich ein dunkler Schatten, kaum einen halben Meter hoch, hinter einem Zaunverschlag verborgen; der schnappt nach dem Fortgeworfenen und zieht sich in einen nicht einseh-

baren, hinten gelegenen Bereich zurück. »Das muß das Schwein sein!«, schlussfolgere ich.

Sogleich klopfte ich an der alten Hoftür an; Catlas erfreutes Gesicht lacht mich an. Ist sie auf meinen Besuch vorbereitet gewesen? Vielleicht hat sie mich durchs Fenster kommen sehen; vielleicht verrät es ihr die geheimnisvolle und exzentrische Magie um sie herum; im Dorf kennt man sie nicht allein wegen ihrer Kenntnisse über Heilpflanzen, sondern auch ihre ausgesprochene Kinderfreundlichkeit. Man sagt, daß sie Kindern ihr Wissen lehrt, wenn sie es vermögen, sie in den Tiefen des Waldes aufzuspüren. Und das geschieht wohl nicht häufig. – Insgesamt ist sie eine geduldete und geachtete Gestalt dieser Dörfer und dieser Wälder; ein guter Waldgeist sozusagen.

Bemerkenswert ist ihre Zusammenarbeit mit Mathilda, der Ärztin in Braudorf. Während jene nämlich eine kleine Praxis im Ort betreibt, findet sich in ihrem Untergeschoß Catlas Apotheke. So kommt es nicht selten vor, daß Catla jene Arznei zusammenmischt, die Mathilda einem Patienten verschrieben hat: Cremes bei Nackenschmerzen, Pulver gegen Schweißtrieb und geschundene Füße, Umschläge für Schwangere.

Nun steht Catla also mit kaum überraschten Augen und einem breiten Lächeln vor mir, breitet die Arme aus und umschließt mich wie einen Familienhund, der nach zwei Wochen heimgekehrt ist. Und wenn wir schon bei diesem entmenslichten Vergleich sind: Ihr Rücken und Hals riechen während der Umarmung wie ein frisch zubereiteter Salat. Mutmaßlich ist sie also bei der Küchenarbeit, als ich anklopfte. Mehr als das erzwingen die kitzelnden Haare in meinem Ohr, die warme Güte, von sich aus jemanden zu umarmen; der Geruch der Nähe sowie der feste Druck eines Körpers an meiner Brust stärkt sehnsüchtige Gefühle, gleiches mit Anniek zu vollziehen. Obwohl ich erst wenige Stunden von Zuhause fort bin, vermisse ich sie, als haben wir uns wochenlang nicht gesehen.

Bevor sich die Keue für diesen alleinigen Besuch voll entfalten kann, prescht Darren hervor, streckt mir seine Hand mit einem behäbigen aber freundlichen Lächeln entgegen und sagt: »Viel zu lange!« – in vorwegnehmender Antwort auf meine erste Frage.

Beide wirken gesund und stark, motiviert für jedes Tagwerk und gefasst auf jede noch so furchtbare Nachricht. Statt schlechter Nachrichten habe ich diesen Kuchen, den ich, von ungeübter Dränge beflissen, ruckartig von der Hand auf den Tisch abschiebe. Überhaupt ähnelt ihr Haus dem unfrigen; vornehmlich erinnern die kalte Luft und der darin schwebende rauchige Kamingeruch an den Büntergrashof.

»Was ist das?«, will Darren wissen, als er den Kuchen sieht.

»Ein Geschenk. Gebacken von Annie mit einem Gruß. Sie lässt euch grüßen, doch bin ich zuversichtlich, sie für einen nächsten Besuch zu überreden.«

»Trinkst du noch immer keinen Alkohol?«, ruft Catla aus dem benachbarten Küchenzimmer.

»Richtig! Noch immer nicht. – Das weißt du noch?«

»Besondere Umstände vergisst man nie!«, spricht sie im Laufen mit einer Tasse Tee in der Hand: »Umso vielfältiger erscheinen dem Abstinenzler die Kombinationen für Tee!«

»Und was ist das für einer?«, pustete ich in die dampfende Tasse, ahne aber bereits, daß der Teeaufguß aus Selbstgesammelten bestehen muß.

»Das ist Tee aus Birkenrinde!«

»Woraus man nicht alles Tee aufbrühen kann!«, erstaune ich. Und für wahr: All das, das unter Zusatz heißen Wassers ein aromatisches Getränk ergibt, ließe sich als Tee bezeichnen!

»Und was macht Birkentee so besonders?«

»Nun, ohne ins Detail zu gehen, sind es zwei Dinge, die den Tee auszeichnen: Zum einen riecht und schmeckt er zuweilen unbehaglich süß. Jedoch ist es kein Zucker, der die Süße verursacht.«

Ich rieche daran und nickte zustimmend.

»Auf der anderen Seite lindert er nahezu schlagartig alle Halsbeschwerden: Erst legt er sich klebrig wie Honig in den Rachen; später weitet er die Lungenflügel und erleichtert das Atmen mit jedem Lungenzug, z. B. beim Wandern. Ein Prozess, den ich selbst nicht vollends erklären kann, aber auch nicht muß. Denn schädlich ist er keinesfalls.«

Tatsächlich: Wie beschrieben, so wirkt er auch.

Catla setzt sich zu uns und erst, wie ich meine Hand über die Tischplatte führe, bemerke ich die große handwerkliche Kunst, die in jedem einzelnen Möbelstück steckt: Die Fensterbänke, Regale (mit den trockenen Wildblumen darauf), die geschnitzten Gewürzstreuer, der Käseschneider, die Türen, der Boden – einfach alles, das man aus Holz herstellen kann, scheint Darrens geschickten Händen entfließen zu sein!

Er beobachtet meinen neugierigen Rundumblick: »Ja, auch die meisten Metallteile habe ich selbst geschmiedet!«, offenbart er mir und verweist stolz auf die metallische, und mit Tiermotiven verzierte Ofenklappe.

»Darren gibt immer etwas mit seinen Erzeugnissen an.«, ergänzt Catla: »Dabei hat er so etwas bei seiner Fachkenntnis gar nicht nötig!«

»Wie auch immer – wir freuen uns über deinen Besuch außerordentlich. Und ich hoffe, du wirst uns nicht so bald wieder verlassen!«

»Ein paar Stunden will ich bleiben, doch dann kehre ich zurück zu Annie!.«

»Annie? Du hast vorhin schon ihren Namen gesagt und ich wollte in meiner Verlegenheit erst nachdenken, bevor ich frage.«, erinnert sich die sonst allwissende Catla.

»Annie ... ist meine Gefährtin! Sie ist der Grund, warum ich bin und der Grund, warum ihr seid!«, fasse ich entsetzt zusammen.

So etwas offenbart man für gewöhnlich nicht in einem Gespräch, doch gegenüber engen Freunden spricht man oft seltsam anmutende Worte, die weder Sinn ergeben noch Verständnis verlangen.

»Wie ich Darren schon sagte: Annie! entsendet mit diesem Geschenk ihren Gruß und möchte gleichzeitig, wie auch ich, eine Bitte an dich richten.«

»Und um was geht es? Eine Reparatur? Soll ich euch etwas zimmern?«

Ganz aufgebracht und an Vorfreude eifrig klangen seine Worte. Derweil bemerke ich, wie Catla sich auf die Zunge beißt, um mich nicht in die Enge zu nehmen und alles aus mir herauszufragen, das es über meine Gefährtin zu wissen gibt.

»Nein, es geht um dieses alte Gebäude nahe unserem Hof. Es soll eine Schule werden.«

»Ah!«, horcht Catla auf.

»Nun ja, Catla. Wie Darren vielleicht weiß, ist das Gebäude recht baufällig und muß von Grund auf neu hergerichtet werden. Das dauert sicher seine Zeit.«

»Zwei Wochen.«, murmelt Darren mit trockenem Ton.

»Nur zwei Wochen? Ist das wirklich zu schaffen? Brauchst du nicht auch Baumaterial, oder so?!«

»Liegt alles im Schuppen: Frisches Kiefernholz, schon gestrichen, erst letzte Woche geschlagen. Für das Basiskonstrukt. Und für das Dach ...«, murmelt er weiter, »... ja, genau.« – Er reicht mir einen auf Papier skizzierten Grundriß, den er unbemerkt angefertigt hat.

»Toll! Kann ich mir das mitnehmen? ... Möchte ich gerne Annie zeigen!«

»Sicher, ich habe eh alles im Kopf.«, schmunzelt er: »Zwei Wochen – dann kann der Unterricht beginnen!«

»Das ist ja großartig! Wir danken dir! Und gewiß auch ...«

»Genug mit der Dankerei!«, winkt er bescheiden ab, »Es ist ja nicht ohne Eigennutz! – Oder hast du etwa unsere Kinder vergessen?« – Und ich fühle, daß jemand hinter mir steht.

Erst das unmerkliche Knarren, dann die wiegenden Dielen: Es könnten tatsächlich die beiden gewesen sein, die ich seit ihrem Säuglingsalter nicht mehr gesehen habe. Und selbst da war es nur ein Foto! Deutlich und mit seliger Bewunderung trage ich das Bild der schwangeren Catla in mir; die Zwillinge, die sie darauffolgend gebärt, wirken auf der mir damals vorgehaltenen Fotografie von derartiger Schönheit, daß ein jeder Betrachter zu einem Schwur gezwungen wurde, sein Leben für ihren Schutz zu geben.

Schon häufig begegnete ich in meinem Leben in Urlaube, auf Festen oder an öffentlichen Orten Kindern, die auf mich besonders schützenswert wirkten – ein hübsches Gesicht und ein hilfloser Eindruck sind nur ein Teil dieser unterbewußt wirkenden Überzeugungskraft! (Es sind Menschen, die mich auch für meine Texte inspirieren!)

»Bei Therak!«, drehe ich mich um und bewundere die gut acht Jahre alten Zwillingsschwestern. Sie stehen eine Elle weit meinem Stuhl und müssen sich aus einem hinteren Zimmer angeschlichen haben, als sie Geräusche meines Besuches vernahmen. Ihre versehentliche Distanziertheit, die gleichermaßen Resultat ihrer vorweggenommenen Erwartungen, Ängste und verbliebenen Triebe ist, obliegt nicht

lange meinen gütigen Blicken. Und Güte empfinde ich in der Tat für ihre Existenz! So sehr sogar, daß es mir schwerfällt, meine Augen von ihnen zu lassen.

Die eine Schwester weilt in Front, die andere schräg hinter dieser und halb von ihr verdeckt. Dieser Formation ableitend, wirken sie wie das Echo ein- und derselben Erscheinung. Und wie immer erstaune ich entzückt vor der Zwillinge Gleichheit. Haar- und Augenfarbe, Körpergröße und Statur identisch wie die Daumen an meinen beiden Händen.

Und noch ehe ich nach ihren Namen frage, sage ich: »Wie unterscheidet man euch?«

Das mag nicht sehr höflich im Kreis so guter Freunde gewesen sein (so überwältigt von Gefühlen bin ich gewesen), doch hat die vorne stehende Schwester die passende Antwort parat:

»Wir heißen unterschiedlich!«, gibt sie mutig und vorwurfsvoll an, während die dahinterstehende Schwester nur einen unschlüssigen, fast hilflosen Blick beiträgt. – Ein weitaus eindeutigeres Unterscheidungsmerkmal wird mir offenbart.

»Ah ja, so ist das also! Und wie heißt ihr wohl?«, frage ich nun wieder, denn ich weiß es wirklich nicht.

»Teuderun.«, prescht abermals die vordere Schwester als erste heraus.

»Ein schöner Name! Und der deine?«

»Hedwig.«, bekundet die Befragte schüchtern.

»Dann will auch ich mich vorstellen: mein Name lautet ...«

Die Schwestern schweigen und wegen ihres verblüfften Gesichtsausdrucks spreche ich nicht weiter.

»Erzählten eure Eltern nichts von mir? Wir Drei sind seit vielen Jahren Freunde und kannten uns schon vor eurer Geburt!«

Wieder Schweigen.

»Noch nie habe ich euch ausgewachsen gesehen! Ihr seid hübsch und beherzt, und ich freue mich, euch kennenzulernen!«

»Setzt euch zu Tisch, es gibt etwas zum Naschen.«, rät Catla ihren Töchtern und sie gehorchen augenblicklich.

Verständlich stummer als wenn niemand Fremdes zu Besuch sey, sitzen sie artig dort und nehmen die Kuchenstücke entgegen, die ihr Vater abschnitt und ihnen

reicht. Sie warten, bis jeder am Tisch versorgt ist und beginnen anschließend hastlos mit dem Essen. Ihre guten Tischmanieren harmonieren mit der aufwändig geschnittenen Kleidung, die sie tragen; während wir essen, betrachte ich sie genauer:

Teuderun und Hedwig tragen, abgesehen von einer anders gefärbten Bluse, dasselbe: Ein Kleid aus in Falten geworfenem, schwarzgrauem Stoff mit Stickereien auf Bauchhöhe. Den Kleiderlatz verzieren auf der Brust weitere Muster (Kreise und Rauten), in gleicher Stofffarbe und daher unscheinbar; anschließend reichen die Träger über die Schultern.

Teuderun – die ich im Übrigen nur wiedererkenne, weil sie mir während des Essens ab und an einen prüfenden Blick zuwirft – trägt die Bluse in Violett, Hedwig die in Hellblau. Auch diese Farben passen zu ihrem Charakter. Das schulterlange Haar ist mit einem braunen Haarkamm am Hinterkopf gesteckt, wenn auch wegen herausstehender Haare etwas chaotisch. – Schön anzusehen ist es allemal.

Und noch ein weiteres Detail fällt mir auf: Ein Armband aus Silbermünzen, mit einfachen Kettengliedern zusammengefügt, an Hedwigs linken Arm umgelegt. Die aufmerksame Teuderun bemerkt mein Glotzen:

»Das ist mein Geschenk an sie!«, fährt sie mich ernst und belehrend an. (Ein faszinierender Charakter ganz nach meinem Geschmack!)

»Wie meinst du das? Verzeihung, Hedwig, ich wollte nicht starren, sondern nur dein Armband ansehen!«, beschwichtige ich die Situation. Doch Hedwig ist nicht zum Reden zu bewegen; stattdessen antwortet Teuderun für sie:

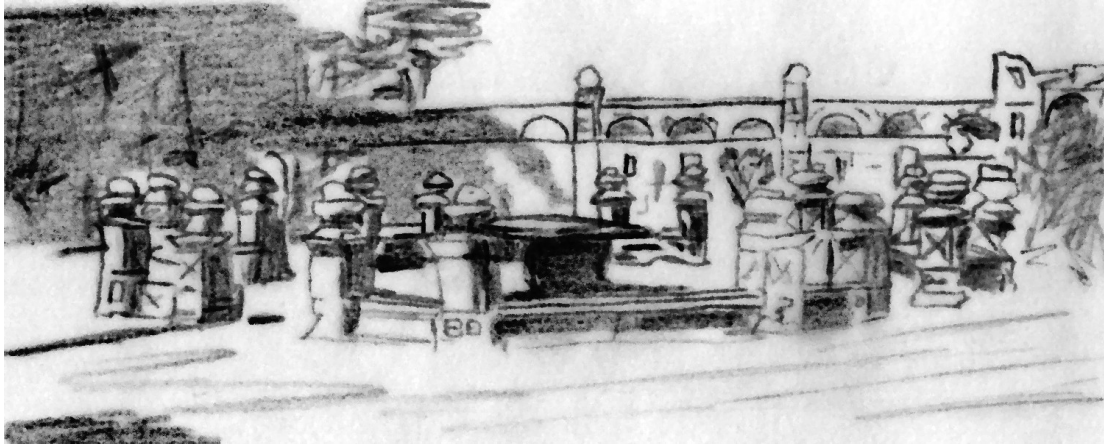
»Mutter sagt immer: Schmuck zu tragen, darf nicht jedem mit freiem Willen zufallen! Er muß verdient worden sein! Und Hedwig trägt dieses von mir gefertigte Armband – als Dank dafür, mir das Leben gerettet zu haben.«

Es schlägt mir die Sprache: Die schüchternere Hedwig soll diese Heldentat vollbracht haben?

»Sie stieß mich von der Straße, als im Zeitpunkt meiner Unachtsamkeit ein Auto nahte. – Wir haben schon einmal eines gesehen!«

Das klingt so, als wären die Mädchen in ihrem jungen Leben nur einem Dutzend Autos begegnet! Doch Darren erklärt mir das Missverständnis:

»Sie sollen sich nicht zu sehr an Sachen gewöhnen, die ohnehin nicht ewig bestehen werden. Besser soll die Natur ihr Schulmeister sein, und nach ihren Regeln mögen sie sich richten!« – Eine respektable Erziehung.



Beeindruckt von dieser Heldengeschichte esse ich meinen Kuchen zu Ende und empfinde umso mehr Achtung für diese Familie. – Während die Mädchen die Tischrunde verlassen und ich ihnen beinahe mit sehnsüchtigen Blicken nachsehe, setzen ich und Darren uns auf die schmale Terrasse vor das Haus; Catla bleibt bei den Mädchen.

Wie wir nun in den bequem zurückgelegten Stühlen ruhen und den Blick auf den unregelmäßig abgegrenzten Waldrand werfen, bemerke ich einen steinernen Tisch. Das Ding steht inmitten einer Wiese, darum nackter Fels und einige Sträucher. Vor allem erscheint es mir seltsam, weder den Tisch noch die ihn umgebenden Säulen noch die Ruinen im Hintergrund gesehen zu haben! Dabei sind sie so markant und stehen aus der Umgebung keinesfalls unauffällig heraus!

»Die Ruinen sehen von hier besser aus, als du denkst.«, erklärt Darren.

»Ach? Und du hast das nicht gebaut?«

»Ich kann zwar einiges, aber nicht das!«, lacht er. »Nein, das Zeug war schon da, als wir uns hier niederließen. Das da hinter dem Tisch ähnelt einer römischen Wasserleitung – zusammen mit den Resten eines Turms; aber alles nur ruiniert. An dem Tisch selbst haben wir ein paar Mal im Sommer gegessen, aber eigentlich ist er zu hoch; sitzt man auf einem normalen Stuhl davor, liegt mir die Tischkante auf Kinnhöhe! Keine Ahnung, wer daran sitzen sollte. Das einzig Brauchbare sind die

Bänke, die sich zwischen den Säulen aufspannen, die den Tisch umgeben. Die sind ganz nett. Ansonsten ist all das nur ein historisches Gebilde, längst vergessen und längst verfallen.«

»Trotzdem beeindruckend!«, ergänze ich erstaunt.

Nun war es nicht so, daß Darren den Wald zurückgerodet hatte, sondern der brache Boden allgemein schlecht für regen Baumwuchs zu sein schien. Etwa hundert Meter entfernt der lichte Nadelwald, daran der Weg, den ich gekommen bin; und links von mir das überschaubare Weizenfeld. Ich werfe ihm ein Schmunzeln zu und erinnere mich an die eifrigen Überlegungen, die ich angestellt hatte, dessen Zweck zu erkennen.

»Kann ich mit dir noch über etwas anderes sprechen, Darren?«

»Ja natürlich! Über was du willst!«

»Es geht um Annie. Ich habe Angst, sie zu verlieren. Oder anders: Niemals ihre Liebe errungen zu haben.«

»Wie meinst du das? Sie wartet doch Zuhause auf dich! Du wirst sie nicht verlieren, noch wirst du nicht ihre Liebe erringen können. Weil das bereits geschehen ist!«

»Bitte scherze nicht. Es ist mir ernst.«

»Mir doch auch! Ich habe nicht geschertzt. Nun beschreibe mir einmal das Problem genauer.«

»Mir ist, nicht viel erklären zu müssen. Und doch fühle ich in meinem Inneren, falls ich vor hätte jemanden einzuweihen, daß mich dieses Vorhaben mehr Zeit kosten würde, als ich noch Tage zu leben habe.«

Darren schaut in mein betrautes Gesicht und versteht gar nichts. Ich setze fort: »Diese Frau, Annie, ist mein Leben. – Es gibt für mich kein Subjekt größerer Wichtigkeit. Nichts, das ich als bedeutender erachten könnte oder wollte. Über all die menschliche Gier nach Wohlstand und Macht lache ich; sehr laut sogar. Sie bedeuten mir nichts. Und in dieser Daseinsform sowieso nicht. Was bleibt, ist meine unerschütterliche Liebe zu Annie; der Einen, die ich niemals verlassen werde. Selbst wenn ich sterbe. Ich kann gar nicht genug ausdrücken, wie wichtig mir ihre Gegenwart ist!«

»Und was willst du mir nun damit sagen?«

»Siehst du meine Hände?«

»Ja?«

Ich halte sie zwischen meinen Knien schlaff zu Boden. Nur je zwei Finger sind ineinander verkeilt und zittern.

»Sie zittern wie die Hände eines Mannes, der in einer Woche hundert Jahre alt wird. Ungewiss, was die Zukunft bringt. Das Zittern als Ausdruck der erschütterten Gläubigkeit; der verlorenen Konstanz seines Selbst. Und sie zittern, weil ich mir fortlaufend die Frage stelle: Was wäre, hätte ich Anniek nie kennengelernt? Oder sie hätte mich als Partner abgelehnt?«

»Das klingt für mich so, als würdest du in diesem Fall nie geboren worden sein!«, stellt er fest.

»Nein warte! Lasse mich ausreden!«, mahne ich ihn: »Du bist mein Freund und ich würde dir mein Leben anvertrauen. Aber möglicherweise bist du nicht derjenige, der mich letztlich verstehen kann; oder verstehen kann, was ich auszudrücken versuche.«

»Vielleicht solltest du es einfach probieren!«, gibt er beleidigt von sich, weil ich ihm offenbar so wenig zutraue. Aber er hat Unrecht und ich auch. Keiner von uns meint genau das. Ich nicht, weil er mein Freund ist; und er nicht, weil er mein Freund ist.

»Darren, ich lebe allein durch die Existenz dieser Frau. Ich lebe nicht, weil ich geboren wurde und selbst atmen kann; weil ich ein Bewusstsein habe, mir meine Schnürsenkel selbst zubinden oder alleine auf die Toilette gehen kann. Ich lebe nicht durch meine Freunde und Familie, lebe nicht einmal durch mein Wissen und meine Erfahrung, und meine Erinnerungen schon gar nicht. Mein Leben wird auch nicht durch Wünsche und Hoffnungen identifiziert, und nicht durch meine Fantasie! Anniek ist der Grund, warum wir gerade miteinander reden; warum wir hier leben, warum der Berg da drüben steht und nicht dort! Sie ist der Kern meines Glaubens, höchste und einzige Instanz meiner Pflicht zu existieren. Sie treibt mich, nährt mich, lässt mich beweisen und gehorchen. Lässt mich bestimmen und Dinge tun. Sie ist alles für mich. Und für den Rest der Welt vermutlich auch.«

»Übertreibst du da nicht etwas? Ich meine, das gleiche würde ich von meiner Frau behaupten!«

»Diese Möglichkeit will ich nicht ausschließen. Aber aus meiner Sicht ist es so, wie ich es geschildert habe.«

»Hast du Angst zu sterben, wenn sie dich verlassen sollte?«, fragt er vorsichtig mit leiser Stimme nach einer halben Minute.

»Ich habe keine Angst zu sterben.«, schüttle ich den Kopf; Tränen stehen mir stattdessen in den Augen. »Ich habe Angst, sie nicht als Teil meines Daseins zu wissen. Nie etwas von ihr erfahren zu haben, alleine zu sein. Der Tod ist mir egal; ist mir einerlei. Viel wesentlicher ist die Frage, was ich wäre ..., ob ich wäre ... – ohne sie.«

»Erlaube mir die Bemerkung: Ist deine Überlegung und damit verbundene Angst nicht zu ignorieren – nun, da du sie als Partnerin hast und du dir ihrer Liebe gewiß sein kannst?«

»So einfach ist das fürwahr nicht! Sicher hast du recht mit der Beobachtung, daß sie längst meine Partnerin ist und mich liebt. Was will ich mehr, nicht wahr?«

Meine ironische Bemerkung erregt ein Grinsen auf meinem Gesicht.

»Wenn ich ihr jedoch niemals begegnet wäre ... oder anders: wenn ich sie damals, bevor wir zusammengekommen sind, mit einem jungen Mann an der Hand gesehen hätte? Immerhin galt sie schon meiner Jugend als anbetungswürdig; schon damals war sie die Quelle meiner Kraft! Wenn ich das damals beobachtet hätte, wäre ich durchgedreht! Ich hätte von einer Sekunde auf die nächste alles verloren, an das ich glaube! Meine Kraft, mein unüberwindbarer Schutzschild gegen die Welt – alles verpufft in einer Sekunde! Hielt ich mich doch jahrelang für unverwundbar, so wäre ich nun schutzlos, entblößt gar! Man hätte mich ins Gefängnis stecken können, mich enteignen, entmündigen können. Demütigungen, Schmerzen, Verlust der Heimat ..., bei Therak: Außerirdische hätten diesen Planeten mit ihrer Laser-Kanone wegpusten können! Und all das wäre mir gleich gewesen, da sie mir eines niemals hätten nehmen können, solange ich bei Bewusstsein bin: Die Erinnerung an die heilige Annie!, die immer irgendwo auf mich gewartet hätte. Auf die ich mich stets hätte berufen können, wenn ich Angst habe, oder dem Tode nahe bin. Und nun ... habe ich gar nichts mehr in der Hinterhand.«

Meine Hände vibrieren stärker, fast jeder Muskel meines Körpers zuckt, wie ein ausgebreitetes Gefühl des Ekels oder des Widerwillens, etwas unfagbar Gräßliches tun zu müssen.

Eine Hand springt an die meine und hält sie fest umgriffen. Es war die von Catla: »Aber nichts von all dem ist geschehen!«, umsorgt sie mich. »Nichts davon!«

Sie schließt mit einer Umarmung. Ihre Töchter haben alles mitangesehen. Was müssen sie von mir halten?! Einem weinerlichen Mann, der sich fürchtet – vor etwas, das gar nicht geschehen ist!

»Das Beste wird sein, du machst dich auf den Heimweg – zurück zu deiner lieben Annie! Das wird dich auf andere Gedanken bringen!«

Seufzend setze ich mich nicht zur Wehr. Bereit zu gehen, drückt mir Catla einen lederen Trinkbeutel in die Hand.

»Da ist Tee drin! Gute Reise.«, höre ich noch, bevor ich mich betrauert Darren zum Abschied zuwende:

»Obwohl sie mich bedingt, scheint ich auch irgendwie zu ihr zu gehören.«

Und nun versteht es auch Darren.